

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Marianne,

als Du mir vor drei Monaten eine Mail schriebst mit Deinem Ansinnen, mir diesen Ring weitergeben zu wollen, fühlte ich mich sehr geehrt, war aber auch überrumpelt und überrascht. Ich hatte mich so in die Klausur zurückgezogen, mein Leben pendelte fast ausschließlich zwischen Schreibtisch und Kita, immer in der Erwartung der nächsten Kontakt-1-Quarantäne, und auch sonst taten die ein Jahr andauernde Pandemie, das zu der Zeit apokalyptische Wetter und der apokalyptische Text, an dem ich arbeitete, das Ihrige dazu, daß ich mich von jedem beruflichen und kollegialen Austausch weiter denn je entfernt fühlte. Um so größer war auch meine Freude über Deine Anerkennung meiner Arbeit, daß eine Mitstreiterin mit Verständnis für die inhaltlichen und strukturellen Bedingungen unserer Tätigkeit sich mit Neugier und Gewissenhaftigkeit dem widmet, was ich in meinem doch noch recht kurzen Berufsleben hervorgebracht habe. Insofern ist dieser Ring wirklich eine besondere Auszeichnung, für die ich Dir sehr dankbar bin.

Sie hat mich nicht nur veranlasst, meine bisherigen Übersetzungen wieder einmal anzuschauen, ich habe auch darüber nachgedacht, was mich überhaupt zum Übersetzen und zum Übersetzen aus dem Ungarischen gebracht hat. Denn ich habe diese Sprache nicht wie einige andere Ungarisch-übersetzerinnen und -übersetzer von meinen Eltern sozusagen geerbt. Und doch hat es mit meiner Kindheit und Jugend zu tun, in denen ich die Lust am Lesen und an Sprache, das Begehren nach Wissen und nach Entschlüsselung oder, wie Kurt Drawert in seinem Dresden-Buch schreibt, „eine Art Entzifferungslust, eine Lust zur Übertragung vom Nichtverstehen ins Verstehen hinein“,¹ entdeckte. Darüber hinaus vermittelten mir meine Eltern, wie ein anderes Land und dessen Menschen, in ihrem Fall die Tschechoslowakei, eine Art Heimat und Familie sein können. Ich machte noch einige Umwege, über Siebenbürgen, über das Philosophiestudium, über Leipzig, über Wien, aber sie alle hatten etwas mit dem zu tun, wo ich schließlich landete, im Herbst und Winter 2005/2006 in Budapest. Dort, so glaube ich, kam mir zum ersten Mal der Gedanke, dass ich die Entzifferungslust auch am Schnittpunkt zweier Sprachen betreiben könnte, und der Erste, der mir half, den Gedanken in die Tat umzusetzen, war Péter Rácz, ein Schriftsteller und Übersetzer aus dem Deutschen und Leiter des ungarischen Übersetzerhauses am Plattensee, der mich zunächst in einem Seminar und dann in einem von ihm begründeten einjährigen Studiengang förderte, und dem ich bis heute in Dankbarkeit und Freundschaft verbunden bin.

1 Drawert, Kurt: „Dresden. Die zweite Zeit“. C. H. Beck, München 2020, S. 221

Kurz danach, im Herbst 2006, konnte ich unter der Leitung von Thomas Brovot an der Berliner Übersetzerwerkstatt im Literarischen Colloquium teilnehmen. Auch in Deutschland also genoss ich von Anfang an und genieße ich bis heute das Glück, dass Personen und Institutionen ein Netz gesponnen haben, um die in vielerlei Hinsicht unsichere und prekäre Arbeit des Übersetzens zu sichern und zu unterstützen. Gerade jetzt, in dieser Pandemie, danke ich dem Übersetzerverband, dem Übersetzerfonds, dem Literarischen Colloquium Berlin, dem Übersetzerkollegium Straelen, der Weltlesebühne und den vielen anderen, die sich für das Übersetzen als Beruf engagieren, dass sie sich unermüdlich und mit immer neuen Ideen und Formaten um rechtliche und finanzielle Unterstützung, um den kollegialen Austausch, die Fortbildung und die Sichtbarmachung dieses Berufsstands bemühen. Ich weiß, wie wichtig diese unermüdliche institutionelle Förderung ist, und ich sehe es auch im Vergleich zu Ungarn, wo die Institutionen chronisch instabil sind, wo die Unterstützung von ideologischen Präferenzen abhängt und wo zum Beispiel der Fortbestand des erwähnten Übersetzerhauses keineswegs garantiert ist.

Auf meinem Weg haben mich nicht nur übersetzende Mitstreiterinnen und Mitstreiter begleitet, sondern auch Kolleginnen und Kollegen, die genauso leidenschaftlich über Texten brüten, aber noch seltener als wir sichtbar werden – die Lektorinnen und Lektoren. Von ihnen, die in Deutschland nicht selten auch die Arbeit des in der Ausgangssprache zu leistenden Lektorats übernehmen, habe ich viel gelernt, insbesondere von Ingrid Krüger, Katharina Raabe, Hans Jürgen Balmes und Delf Schmidt.

Einige der von mir übersetzten Autoren habe ich leider verloren. Von einem schmerzlich vermissten Schriftsteller, Péter Esterházy, dessen leichtfüßige Pointiertheit mir sehr fehlen, möchte ich nun einen Ausschnitt lesen:

„Esti sprach außer ungarisch am liebsten portugiesisch, „in der Sprache der Blumen“, aber Deutsch verwendete er am meisten. Durch das Deutsche kam er mit dem nicht-ungarischen Teil der Welt, mit dem Rest, in Kontakt und dafür war er der deutschen Sprache dankbar. Es blieb zwischen ihnen eine gewisse Spannung, Fremdheit – doch Beziehungen sind nun einmal so. Dennoch dachte Esti manchmal hochmütig: Und wie ich Deutsch könnte, wenn ich Deutsch könnte.

Sein Nichtkönnen ruhte auf zwei starken, stattlichen Säulen. Der Mangel an Stilgefühl war das eine oder, wie Esti es gern formulierte: Er kannte, spürte den Platz der Sätze nicht, wo denn nun ein Satz war, einer seiner Sätze zwischen Grimmelshausen und Handke. Auf Ungarisch wusste er das, da wusste er fast nichts anderes. Sein Verhältnis zu den deutschen Wörtern war zu praktisch, es war darin keine Leidenschaft, kein Saft. Bei einem deutschen Wort vermochte er nicht in Tränen auszubrechen, nicht zu erröten, sie demütigten ihn nicht, er konnte nicht nach ihnen ringen. Die deutschen Wörter widersetzten sich ihm nicht: Sie erfüllten ihren Zweck, wenn sie ihren Zweck erfüllten. Er wählte den Zweck so, dass sie ihn erfüllten.

Das andere (Unangenehmere, weil er dessen Grenzen nicht spürte, und zwar gerade infolge des Problems selbst): das unterschiedliche Verhältnis der deutschen und der ungarischen Wörter zu den Begriffen, zur Begrifflichkeit. Die unterschiedliche Rolle von Abstraktem und Konkretem. Er konnte schwer ermessen (begreifen), was letztlich mit Händen zu greifen daraus folgt, dass das Ungarische keine philosophische Sprache hat. Es fehlen nicht nur Wörter, Fachbegriffe, vielmehr fehlt die in der Sprache verrichtete Arbeit. Folglich entstehen andere Bewegungen, Reflexe. Auch andere Möglichkeiten. Überhaupt lässt die Tatsache, dass die Verwendung der ungarischen Sprache (oder die Schriftlichkeit) relativ neu sind, sagen wir, verglichen mit dem Französischen, Englischen, Deutschen, einen größeren Spielraum (macht man zwischen Spiel und Arbeit jetzt mal keinen Unterschied), die nicht starken Regeln, Wortstellung und Satzbau und Verbalzeiten können freier über Bord geworfen werden. Die ungarische Ordnung erhält eine persönliche Färbung. Das ist freilich ein Widerspruch. Das Deutsche würde an so einem Widerspruch leiden, das Ungarische plantscht darin (und bemerkt es nicht einmal, was freilich nicht zu seinem Vorteil gereicht).

Kleine böse Novelle. Das Deutsche würde hier gewiss unverzüglich die philosophische Dimension des Bösen erwägen. Das Böse, das Schlechte – prompt sind wir bei der Schöpfung, das heißt, ob Adams Apfel wurmstichig ist; auf Deutsch ist sofort von den letzten Dingen die Rede, alles wird sofort groß und bedeutend. Oder klein, denn auch die Beschreibung des konkreten Apfels ist sofort zur Hand. Und der Unterschied zwischen den beiden Äpfeln ist klar. Das heißt, es herrscht Ordnung. Das Deutsche liebt die Ordnung, die Unter- und Überordnung. Es mag die Mäßigung. Zittert vor seiner eigenen Maßlosigkeit. Auf Ungarisch gibt es kein Maß, so dass die Ungarn auch gar nicht ihre

entsetzliche Maßlosigkeit erkennen. Für sie ist Maßlosigkeit großartig, herausragend, ein Zeichen von Talent. Die selbstquälerischste diesbezügliche Kritik wäre, sagen wir, „barocke Opulenz“.

[...]

Kornél Estis Erinnerungen: In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre galten meine Schwester und ich aus Sicht der deutschen Sprache als Neuland. Unsere Eltern versuchten zwar manchmal, wenn sie sich an ihre eigene Kindheit erinnerten, in der sie wie selbstverständlich mehrere Sprachen auf einmal gesprochen hatten, mit uns deutsch zu reden und so zu tun, als könnten sie nicht Ungarisch, doch wir wussten, dass sie es konnten. Unseren daraus sprießenden Argwohn übertrugen wir dann auf die deutsche Sprache. Die deutsche Sprache, stellten wir fest, ist von Haus aus hinterhältig. Unaufrichtigkeit und Hintergedanken und verschleierte Absicht. Gegen die man sich wehren muss.

Ein Ungar spricht Ungarisch, schleuderten wir unseren Eltern die Kurutzenweisheit ins Gesicht. Du verstehst so viele Menschen, wie du Sprachen sprichst, antworteten sie erschrocken.

Wir stellten uns die deutsche Sprache als Dieb auf Zehenspitzen vor oder als heimtückische Krankheit, die selbst unsere arme Mutter und auch unseren armen Vater infiziert hatte. Doch etwas an dem Ganzen war rätselhaft, unbegreiflich: Warum nur wollten unsere Eltern uns dieses Übel aufzwingen? Dieses Gemeine. Oder hatten wir etwas missverstanden? Schließlich führte uns die Unsicherheit dazu, dass wir uns nicht mit ganzer Kraft gegen das Deutsche wehrten, wir nahmen uns nur vor ihm in Acht; wir gaben unserem Misstrauen Ausdruck. (Für das höchst seltsame Verhalten der deutschen Sprache fanden wir später, während der Sommerurlaube in Österreich, als wir ihr auch leibhaftig begegneten, zahlreiche eindeutige Beweise. Ich befürchte, wir dachten, die deutsche Sprache sei eine ungarische Sprache, in der die ungarischen Wörter deutsch sind. Einer meiner ersten Vorschläge in diesem Sinne war die Abschaffung von der-die-das, die dem echten Ungarn ungerechtfertigt viel Leid bereiten, durch die Verkleinerungsform. Als ich erfuhr, jedes Substantiv mit der Endung -chen ist das, freute ich mich, als hätte ich das Perpetuum mobile erfunden. Im Grunde war etwas in der Art geschehen. Ich erinnere mich, wie mein Vater lachend nickte, als gratulierte er mir zu meiner das Leben der Menschheit in neue Bahnen lenkenden Entdeckung und lachte mich gleichzeitig wegen dieser Albernheit aus. Soll ich jetzt sagen, dass die deutsche Sprache sich wie mein Vater erwies: als undurchschaubar?)“

(Péter Esterházy: *Esti*, übers. v. Heike Flemming, Hanser Berlin: Berlin 2013, S. 151–155)